

Orte der Ohnmacht

Der Umgang mit dem Tod und die Kultur des Trauerns verändern sich



Langsam verblasst das Gedenken an Abdullah, zumindest die Farbe auf der Steinwand. Aber anders als ein Grabstein, war es für lange Zeit sehr präsent.

TEXT **DR. WERNER KLEINE**
FOTOS **CHRISTOPH SCHÖNBACH**

Die viel beschworene Unfähigkeit des modernen Menschen zur Trauer erweist sich als Trugschluss. Die Art zu Trauern findet neue Formen, wenn das Private öffentlich wird.

Kreuze blühen am Wegesrand. Meist von nahen Angehörigen, nicht selten aber auch von engen Freunden aufgestellt, markieren sie Orte, an denen ein Mensch gestorben ist. Diese Orte lassen darauf schließen, dass der Tod plötzlich und unerwartet kam. Die Lebenszeit wurde zerrissen. Tote haben keine Zeit mehr. Die, die zurückbleiben müssen, sind hingegen dem Zeitenriss ohnmächtig ausgeliefert.

Wer mit offenen Augen durch Stadt und Land geht oder fährt, kann diese Orte oft sehr persönlicher Trauer wahrnehmen. Sie spotten der immer wieder geäußerten Ansicht Hohn, der moderne Mensch würde den Tod aus dem Leben verbannen. Das Gegenteil scheint da doch eher der Fall zu sein, wenn etwa an der Mirker Straße/Ecke Uellendahler Straße über Monate hinweg Kerzen brannten und an den

tödlichen Autounfall Abdullahs im September 2014 erinnerten. Familie und Freunde hielten die Erinnerung an den jungen Mann an dem Ort wach, an dem er starb. Noch heute erinnern Graffitis an der Mauer an das Geschehen. Mitten in der Stadt, an dem Ort des Sterbens, bleibt der Tod präsent. Wohl kaum jemand, der an der Ampel steht, kann sich dem Gedenken entziehen.

Trauer ist unbezahlbar

Das Private wird öffentlich. Während die Orte der öffentlichen privaten Trauer zahlreicher werden, stehen die Friedhofsverwaltungen vor neuen Herausforderungen. Der Trend zu Urnenbestattung ist nicht nur ungebrochen, er bringt auch mit sich, dass eine Bestattung weniger Fläche braucht als zu Zeiten, in denen man die Angehörigen selbstverständlich in Särgen beisetzte. Viele Friedhöfe erscheinen angesichts dieser Entwicklung geradezu überdimensioniert. Zahlreiche Grabflächen bleiben ungenutzt – die Kosten für den Unterhalt hingegen bleiben gleich.

Aber nicht nur das zwingt viele Friedhofsverwaltungen zum Umdenken. Auch wenn in Wuppertal bis auf den städtischen Friedhof in

Ronsdorf alle Friedhöfe in kirchlicher Trägerschaft sind, und dort grundsätzlich keine anonymen Bestattungen stattfinden, findet diese Bestattungsart nicht selten aus Kostengründen andernorts zunehmend Beachtung. Das Leben ist gelebt, im Tod sind alle gleich. Die Kerzen, die dann aber auf den anonymen Rasenflächen oder auf den davor präparierten Flächen zu Hauf brennen, zeigen hingegen, dass das Bedürfnis nach einem Ort der Trauer ungebrochen ist. Der Tod mag das Leben nehmen, nicht aber die Trauer der Hinterbliebenen, die auch das eingesparte Geld nicht leichter werden lässt.

Trauer braucht Orte

Der Kontrast zwischen den Orten der öffentlich zelebrierten privaten Trauer und den gar nicht so anonymen Gräberfeldern zeigt, dass Trauer einen Ort braucht. Der Mensch ist aus christlich-jüdischer Sicht immer eine Einheit von Leib und Seele. Das rein Geistige braucht den Leib, das Somatische, um sich äußern zu können. Der Leib ist eine *conditio sine qua non*, eine Bedingung, ohne die der Mensch nicht sein kann. Das gilt, schon rein irdisch

(Fortsetzung Seite 2)



EDITORIAL/ARTIKEL

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie halten die 19. Ausgabe von logisch! - Zeitschrift der Katholischen Citykirche Wuppertal - in Händen. Die Zusammenstellung der Themen zeigt, dass nicht nur die Stadt, sondern auch Gesellschaft und Kirche einem stetigen Wandel unterliegen.

Für die Veränderungen der Stadt steht symptomatisch die Umgestaltung des Döppersberges. Dort wurde im wahren Sinn das Unterste nach oben und das Oberste nach unten gekehrt. Gelangten früher die Fußgänger unterirdisch vom Bahnhof in die Stadt, müssen nun die Autofahrer auf der B7 unter einer Brücke abtauchen, die an aseptischem Charme dem ehemals hygienisch gekachelten Fußgängertunnel in nichts nachsteht. Die oberirdisch geschaffenen Realitäten hingegen legen Zeugnis von einer gesellschaftlichen Gegenwart ab, die noch ihre Visionen sucht. Der neue Primark-Bau mit seiner kupferglänzenden Fassade, die an der Kluse als neues Schauspielhaus der Hamburger Elbphilharmonie ohne Weiteres das Wasser hätte reichen können, beherbergt statt Hochkultur demnächst allerdings Billigklamotten. Er nimmt sich am gegenwärtigen Standort in der Nähe der klassizistischen Architektur von Hauptbahnhof und ehemaliger Bundesbahndirektion aus,

als habe hier ein Raumschiff Außerirdischer ein Karosserieteil verloren - ein Kontrast, der durch eine durchbrochene Mauer, die in den Tönen Ocker, Lehmocker, Sandocker, Hellocker und Beigeocker changiert, noch um eine kontrafaktische Nuance erhöht wird. Was auch immer ein Architekt sich da konzeptionell gedacht haben mag - und es ist zu hoffen, dass er einen Denkversuch unternommen hat - er hat die Wuppertalerinnen und Wuppertal mit Gesprächsstoff versorgt. Das wäre wirklich eine einmalige Chance gewesen, das Eingangsstor der Stadt neu zu gestalten.

Auch am Döppersberg ist der Vorhang noch nicht gefallen, denn die Fassade des Bahnhofs atmet noch zu sehr den Hauch der Geschichte. Während der Baudezernent hofft, dass das Lehm-Sand-Hell-Ocker noch nachdunkelt, sollte das Bahnhofsgebäude aufgehellert werden. Die Bahn als Eigentümerin aber ist traditionsliebend und besitzstandswahrend. Die Stadt könnte den Bahnhof ja selbst kaufen. Dann sollte man aber auch überlegen, den Bahnhof gleich zur Zollstation zu machen und den Zügen, bevor sie über die Wupper gehen, mit einer Steuer zu belegen - dem Kämmerer zur treuen Hand.

Der Döppersberg zeigt, wie sehr die Stadt vor Herausforderungen und Veränderungen steht. Diese logisch!-Ausgabe geht aber auch anderen Veränderungen und Herausforderungen nach. Nicht nur der Bahnhof steht für eine neue Mobilität, wie Sebastian Schulz in



seinem Beitrag über die Zukunft der Mobilität in Wuppertal aufzeigt. Wie sehr sich auch der Umgang mit dem Tod verändert, kann man nicht nur an der Entwicklung der Friedhöfe, sondern auch an einer neuen Art der Trauer ablesen, die sich an den Rändern der Straßen und Wege zeigt. Ein Blick über den Tellerrand hinaus zeigt aber auch, dass Veränderung eine stete Herausforderung für alle Gesellschaften ist. So geht der in Jerusalem lebende Theologe Dr. Till Magnus Steiner der Entwicklung Israels vom verheißenen zum Heiligen Land nach.

Sie finden in dieser Ausgabe noch viele andere interessante, informative, vor allem aber lesenswerte Themen und Beiträge.

So wünsche ich Ihnen eine anregende und - so Gott will - verändernde Lektüre,

Ihr Dr. Werner Kleine, PR

(Fortsetzung von Seite 1)

gesprochen, offenkundig über den Tod hinaus. Trauer muss sich äußern können, sie braucht ein Gegenüber, einen Ort, an dem das Unbegreifliche des Todes doch einem Versuch des Begreifens unterzogen wird. Das klassische Grab reicht dafür offenkundig nicht mehr aus. Vielmehr werden seit jeher letzte Erinnerungen aufgehoben, letzte Worte überliefert, die letzten Orte aufgesucht. Wenig unterscheidet da im Grundsatz die Grabeskirche in Jerusalem von dem Stromkasten an der Mirker Straße/Ecke Uellendahler Straße in Wuppertal-Elberfeld. Beides sind Orte, an denen jemand aus Raum und Zeit in die Ewigkeit eingegangen ist. Beides sind Orte, die von denen aufgesucht werden, die den ohnmächtigen Versuch unternehmen, etwas von dem Gegangenen doch noch greifen zu können, etwas, das bleibt, weiterlebt im Hier und Jetzt.

Ein Name ist ein Name

Die geldwerte Unfähigkeit, Anonymität auszuhalten, steht in Kontrast zu einer neuen Bestattungskultur, die Individualität feiert. Särge und Urnen werden von Angehörigen zu Unikaten gestaltet, während andere sich schon zu Lebzeiten in Fried- und Trostwäldern den einzigartigen Baum aussuchen, unter dem sie die eigenen Überreste gut aufgehoben wissen möchten. Auch im Tod bleibt der Mensch

einzigartig. Der Psalmist hat Recht, wenn er singt: „Wie Gras sind die Tage des Menschen, er blüht wie die Blume des Feldes. Fährt der Wind darüber, ist sie dahin; der Ort, wo sie stand, weiß nichts mehr von ihr.“ (Psalm 103,15f) Das gilt zweifelsohne für das Leben des Menschen. Die am Wegrand blühenden Kreuze zeugen hingegen von der Sehnsucht, wenigstens die Namen der Menschen bleibend zu wissen. Wenn die Namen der Toten auf die Mauern der Städte gesprüht werden, dann wird damit auch eine Verheißung Gottes

Wirklichkeit, die Jesaja überliefert: „Sieh her: Ich habe dich eingezeichnet in meine Hände, deine Mauern sind beständig vor mir.“ (Jesaja 49,16)

Ein Name ist mehr als ein Name. In ihm bekommt die Erinnerung eine Gestalt. Wenn der Tod am Wegesrand seine Blüten treibt, dann zeigen die Lebenden, dass sie um seine Macht wissen, überall unerwartet sein zu können. Und sie zeigen ihm doch seine eigene Ohnmacht – denn die Namen bleiben. •



2014 starb Abdullah Cetin an der Ecke Uellendahler Str./Eckenförder Str.

INTERVIEW

Die polarisierte Gesellschaft

Islamismus-Experte Ahmad Mansour über die Entwicklung islamischer Jugendkultur

INTERVIEW JÖRG DEGENKOLB-DEGERLI

Eine Pizzeria in der Elberfelder Nordstadt. Zwei ca. 7jährige türkischstämmige Jungs unterhalten sich über Fußball. Junge A: „Wenn Deutschland und die Türkei bei der Weltmeisterschaft mitmachen ... für wen bist du dann?“ Junge B: „Natürlich für die Türkei! Das ist meine erste Heimat!“ --- Das wirft Fragen auf. Warum betont ein kleiner Junge so vehement den Begriff Heimat? Warum sieht ein kleiner Junge, der ziemlich wahrscheinlich hier geboren wurde und hier aufwächst, eine Heimat ganz woanders? Was bekommt so ein Kind erzählt und vermittelt? Und was wird daraus? Jörg Degenkolb-Degerli hat sich für logisch! mit einem Mann unterhalten, der als Islamismus-Experte gerade auch auf die islamische Jugendkultur blickt. Ahmad Mansour kommt aus Israel, ist Diplom-Psychologe und lebt seit dreizehn Jahren in Deutschland, wo er sich für Demokratie, Gleichberechtigung und friedliches Zusammenleben einsetzt und sich mit Projekten und Initiativen gegen Radikalisierung, Unterdrückung im Namen der Ehre und Antisemitismus in der muslimischen Community beschäftigt.

Zu dem Beispiel mit den beiden Jungs meint er:

„Es ist ja zunächst einmal gut, dass die Globalisierung es ermöglicht, dass man heute die Wahl hat, wo man die Heimat sieht. Man kann sich ja durchaus positiv einer Heimat verbunden fühlen und das muss auch möglich sein. Aber: Das wird im klassischen Patriarchat nicht vermittelt. Da bedeutet Heimat Abgrenzung. Alle anderen werden ausgeschlossen. Und da kommt natürlich der Begriff Nationalismus ins Spiel.“

Ist das denn das gängige Modell? Sind die erwähnten Jungs die Regel?

„Man kann sagen, dass das sehr vielen Kindern so vermittelt wird, ja. Ein klarer Hinweis auf gescheiterte Integration. Da fehlt es seit langem an Konzepten.“

In Wuppertal leben seit Jahrzehnten Menschen unterschiedlicher Kulturen und Religionen überwiegend friedlich neben- oder bestenfalls miteinander. Nun grenzen sich aber gerade die Jüngeren, die 3. und auch 4. Generation, zunehmend ab, pochen auf ihren Wurzeln und zeigen sich oft weniger anpassungsbereit. Ist das nur gefühlt so?

„Die Jüngeren machen die Probleme jedenfalls sichtbarer. Sie wollen rebellieren. Das wiederum hängt mit der Entwicklung in der muslimischen Welt zusammen. Zwar wird schon seit über 20 Jahren missioniert und versucht, junge Menschen aus unserer Gesellschaft herauszuholen, aber der erstarkte Islamismus und Salafismus treiben das noch weiter voran.“

Das scheint ja eine gewisse Faszination auszuüben. Zum Straßenbild gehören ja z. B. junge Männer, die auf den ersten Blick wie der nette Hipster von nebenan aussehen; bei näherer Betrachtung erkennt man dann aber arg nationalistische Tattoos – beispielsweise die türkische Flagge auf dem Arm, Mond und Stern am Hals, ein Türkiye-Schriftzug, das „Wolfsgruß“-Handzeichen der Grauen Wölfe ... Wie beurteilt das der Diplom-Psychologe?

„Auch das gehört zum Schockieren. Und soll natürlich eine Zugehörigkeit, eine Identität demonstrieren. Die Grauen Wölfe sind genauso menschenverachtend wie andere Nazis auch. Und diese jungen Männer, denen es hier an Orientierung fehlt, finden diese Form der Macht wirklich sexy. Sie fühlen sich auserwählt, einer Elite anzugehören. Die Islamisten schaffen es, junge Menschen zu missionieren, ihnen so etwas wie sozialen Halt zu geben, Werte zu predigen. Sie behaupten, das sei gottgewollt. Und manche jungen Leute glauben ihnen.“

Wie bildet sich aktuell denn eigentlich eine islamische Jugendkultur ab? Gibt es zwei Lager – offen und radikal?

„Nein, so einfach ist es nicht. Davon abgesehen, dass das Ganze ein ständiger Prozess ist, gibt es auch eine entsprechende Durchmischung. Aber ich möchte es mal so ausdrücken: Oft sind diese jungen Menschen keine Demokraten. Und hier wird dieses Religionverständnis zum Problem. Weil damit Politik gemacht wird. Natürlich gibt es aber ganz klar auch die andere, weltoffene islamische Jugendkultur – und das ist für unsere Gesellschaft auch besonders wichtig.“

Und was bedeutet das alles jetzt für den Alltag in Schulen, Wohnblocks, auf der Straße?

„Nun ja, wir haben es mit einer gefährlichen Generation zu tun! Schon ganz junge lehnen z. B. Geschlechtergerechtigkeit ab, und Jugendliche verstehen Religion hier als Gesetz. All das ist dem besagten Patriarchat geschuldet.“

Was prognostizieren Sie diesbezüglich für die nähere Zukunft?

„Ich kann leider keine positive Prognose abgeben. Diese Entwicklungen werden die Gesellschaft weiter polarisieren und es mangelt nach wie vor an Bewusstsein in der Politik. Ehrlich gesagt macht mir das Angst.“ •



Ahmad Mansour ist Psychologe und Autor. Er lebt und arbeitet in Berlin. Foto: Pamela Haling

ARTIKEL

Die Zukunft der Mobilität in Wuppertal

Fahrrad und mehr öffentliche Verkehrsmittel statt PKW



Ein sehr konkretes Bild auf die Verkehrsentwicklung haben die Mitarbeiter des Wuppertal Instituts beim Blick aus dem Fenster. Die Großbaustelle Döppersberg liegt direkt vor ihrer Haustür.
Foto: Christoph Schönbach

TEXT **SEBASTIAN SCHULZ**

Auch Wuppertal stellt sich den Herausforderungen von Klima-Abkommen, Ressourcen-Knappheit und mangelnder Nachhaltigkeit in der urbanen Mobilität. Konzepte gibt es viele. Doch was ist in Wuppertal sinnvoll und welche Wege wurden bisher beschritten?

Ein Tal, ein Fluss und Hügel im Norden und Süden der Stadt. Wuppertal mit seinen 350.000 Einwohnern war schon immer eine Herausforderung für Stadtplaner. Selbst das Wuppertaler Wahrzeichen, die Schwebebahn, war das Ergebnis von Anpassung an die Stadt, ihre dichte Besiedlung und ihre Talsohlen. Heute ist die Schwebebahn ein wichtiges Verbindungsstück zwischen Ost und West in Wuppertal und ihre Rolle in der künftigen Mobilität in der Stadt könnte auch in den nächsten Jahrzehnten zunehmen.

Das 21. Jahrhundert bringt neue Anforderungen an das Tal und seine Bewohner. Technologischer Wandel, demographischer Wandel, Nachhaltigkeit. Das sind nur drei von vielen Aspekten, die unsere Gesellschaft künftig in mehreren Bereichen des Alltags direkt betreffen werden; und Alltag heißt gerade im urbanen Lebens- und Schaffensraum auch Mobilität zu garantieren. Mobilität wird in Großstädten des 21. Jahrhunderts im Idealfall heißen, dass Autos im traditionellen Sinn keine große Rolle mehr spielen. Für Prof. Dr. Oscar Reutter vom Wuppertal Institut steht fest, dass Personenkraftwagen auch in Wuppertal einen geringeren Stellenwert haben sollten: „Wir wissen im Grundsatz, wie es geht. Man muss Anreize setzen für die umweltschonenden Verkehrsarten. Fußverkehr, Radverkehr, öffentlicher Verkehr, in Wuppertal natürlich

die Schwebebahn und die Busse. Anreize und Restriktionen gegen das Auto“. Die ersten Schritte, so erläutert der Diplomingenieur für Raumplanung, wären Tempolimits, Parkraumbewirtschaftung und Zufahrtsbeschränkungen.

Im Juli 2017 gab das Wuppertal Institut ein Leitbild zur Verkehrswende im Stadtteil heraus. Unter dem Titel „Autofreie Innenstadt Wuppertal Elberfeld“ schreiben die Autoren, dass Elberfeld im kommenden Jahrzehnt eine stetige Entwicklung hin zu einem autofreien Stadtteil durchmachen wird.

Oscar Reutter sagt, dass die Wuppertaler mehr Fahrrad fahren. „Im Jahr 2002 wurden 0,9 % der Wege, im Durchschnitt, der Wuppertaler mit dem Fahrrad zurück gelegt. Die zweite Messung im Jahr 2011 hat dann gezeigt, dass der Wert jetzt bei 1,5 % der Wege liegt“, berichtet er. Nicht zuletzt sind diese Zahlen wohl ein Ergebnis der besseren Anbindung Wuppertals an umliegende Fahrrad-Fernwege über die Nordbahntrasse. Laut der Aussage des Diplomingenieurs sei das ein „Rückenwindthema“ und in ganz Deutschland ausbaufähig. In Wuppertal müssten als erstes die Fahrradwege ausgebaut werden. Oscar Reutter weist auch auf eine nötige Anbindung an die Fahrrad-Fernwege im Norden und idealerweise auch im Süden hin. „Und da ist man beim Thema Aufzüge. Es gibt ja in Wuppertal durchaus eine Aufzugkultur und das kann man weiterdenken: Schwebebahn eben nicht nur in der Horizontalen, sondern auch in der Vertikalen ist eine richtige Lösung für die Hügelstadt Wuppertal“.

Das Fahrrad als Hauptverkehrsmittel wäre neu in Wuppertal, entspräche aber einem zeitgemäßen Konzept. Dazu gehören auch

bestehende Carsharing Angebote im Tal (14 Stationen in Elberfeld) sowie Ideen zum Ausbau von Umwelts Spuren für Fahrräder und Taxis in der Innenstadt, vor allem im Bereich der neu eröffneten B7. Dass dieser Ausbau, wie in anderen Städten auch, für Streit und Diskussionen führen wird, liegt für Oscar Reutter auf der Hand: „Preisliche Zugangsbeschränkungen, das ist ein grundsätzlich denkbarer Weg, wie man in Städten wie Oslo, und London sieht. Der aber nicht nur mit Friede-Freude-Eierkuchen abgehen würde, wenn man in Wuppertal sagen würde, hier soll eine City-Maut eingeführt werden“.

Wuppertal befindet sich wie alle großen Städte in Europa und Deutschland in einer Umbruchphase, die voller Ideen und Konzepte steckt. Dabei gilt es technische Neuerungen und Möglichkeiten von den umsetzbaren Konzepten zu unterscheiden. In aller Munde sind zum Beispiel die Tests für autonomes Fahren beim Autozulieferer DELPHI auf Lichtscheid. Doch dieses Gebiet der Forschung lässt nur teilweise durchblicken, ob eine Anwendung in fünf oder zwanzig Jahren möglich ist. Tatsächlich erweisen sich viele dieser Ideen noch als theoretische Zukunftsmusik, die jedoch schon jetzt erste Hürden nehmen. Auch in den Ausarbeitungen des Wuppertal Instituts heißt es über den Weg zu einem autofreien Stadtteil, dass die ersten zwei Schritte „Debatten“ und erst dann „erlebbarer Einstieg“ sind. Städte wie Madrid oder Oslo versuchen sich aktuell darin, Fußgängerzonen nicht nur auf bestimmte Straßen, sondern flächendeckend über ihre Stadtzentren auszudehnen. Aus heutiger Sicht geht es bei der Entwicklung von urbaner, nachhaltiger Mobilität eher um die Umsetzung von neuen Verkehrskonzepten, die Zonen ohne Autos, dafür jedoch mehr Fußgänger, Fahrradfahrer und öffentlichen Nahverkehr vorsehen. Klar ist für die Mobilitätsforscher, dass Projekte wie der Umbau der B7 zu einer reinen Autoverbindungsstraße keine Zukunft haben. •



Prof. Dr. Oscar Reutter ist seit 2003 zuständig für Wissenschaftsorganisation und Qualitätssicherung am Wuppertal Institut. Foto: Sebastian Schulz

ARTIKEL

Baubeginn im Sommer 2018?

Die Türkisch Islamische Gemeinde plant ein großes Bürgerzentrum an der Gathe



Vorstandsmitglieder der DiTiB-Elberfeld: Mustafa Temizer und Ersin Özcan.

TEXT UND FOTO **EDUARD URSSU**

Die Merkez Camii Moschee an der Gathe ist eine Moschee, mehr nicht. Ein eher schlichtes Minarett, architektonisch ein Modell von der Stange. Ersin Özcan, Vorstandsvorsitzender der Islamischen Religionsgemeinschaft DiTiB NRW, nennt es ein Modell der Fertigbauweise. Er kann es so salopp formulieren, denn schließlich freut er sich schon auf die neue Moschee, die, nicht nur in Sachen Architektur, neue Maßstäbe setzen wird. Die muslimische Gemeinde möchte und muss sich vergrößern, und auf die andere Straßenseite ziehen. Nach fast zehn Jahren der Planung soll Mitte 2018 mit dem Bau begonnen werden. Dafür hat die DiTiB-Elberfeld bereits Grundstücke gekauft. Allerdings zeigte der Verlauf der Planung, dass das Projekt eher auf tönernen Füßen steht.

Die Diskussion um einen Neubau der Moschee hatte vor rund fünf Jahren an Schärfe zugenommen, als der damalige Oberbürgermeister Peter Jung ein abgewandeltes Zitat des ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff verwandt hatte: „Der Islam gehört zu Wuppertal.“ Damit, und mit seiner Forderung, dass in Wuppertal mehr Moscheen entstehen müssen, um den Islam in die Mitte der Gesellschaft zu holen, trat er eine kontroverse Debatte los. Zudem blieb kaum ein Moschee-Bauprojekt der vergangenen Jahre ohne Störgeräusche aus der rechten Ecke. Und auch in Wuppertal formierten sich gleich nach Bekanntwerden der Pläne für eine Moschee-Erweiterung Befürworter und Gegner des Projekts. In der Zwickmüh-

le saßen dabei die Mitglieder der autonomen Szene, die von diesen Plänen direkt betroffen sind. Doch statt mit Aktionen gegen die Erweiterungspläne zu arbeiten, zeigte man sich gesprächsbereit. Mit lautstarker Kritik an den durchaus legitimen Erweiterungsplänen der muslimischen Gemeinde, hielt man sich zurück. Zu groß war und ist wohl die Gefahr, dass damit ungewollt den Rechten in die Karten gespielt wird. Dennoch, die Vorbehalte bei den Autonomen sind da. Denn wenn die Gemeinde weiter wachsen möchte, dann ist das Gebäude in der Markomannenstraße 1 einer der Knackpunkte. Im Zuge einer großen Moschee-Erweiterung müsste das Autonome Zentrum, AZ, umziehen – das birgt ein großes Konfliktpotential. Eine Räumung des AZ ohne ihre Einwilligung, das würde wohl nicht ohne körperliche Auseinandersetzungen gehen, versicherte man aus Kreisen der Autonomen Szene. Eine kaum verdeckte Drohung, die auch in der Stadtverwaltung ankam und ernstgenommen wird. Aber auch falls das Gebäude nicht für den Moscheebau geräumt oder umgebaut werden müsste, stellte sich die Frage, ob die Moschee-Erweiterung und das Autonome Zentrum in direkter Nachbarschaft friedlich koexistieren könnten. Was tun? Seitens der Stadt Wuppertal heißt es, dass Gespräche geführt werden, mit beiden Parteien. Aktuell jedoch, erklärt Pressesprecherin Ulrike Schmidt-Keßler, läge aber noch kein konkreter Vorgang auf dem Tisch. Auch von Bauanträgen seitens der muslimischen Gemeinde wisse man derzeit noch nichts. Erstaunlich konkret drückt sich hingegen Ersin Özcan aus. Seine Gemeinde stehe vor einem großen Schritt: „In 2018 werden wir mit den

ersten Arbeiten beginnen.“ Hierzu hat die muslimische Gemeinde in den vergangenen zwei Jahren mehrere Grundstücke erworben. Wenn auch nicht ohne Probleme. So habe man auf die Kaufzusage für das Gelände der ehemaligen Tankstelle, direkt gegenüber der jetzigen Moschee, über dreieinhalb Jahre warten müssen. „Ein Discounter hatte hier noch das Vorkaufsrecht“, erklärt Ersin Özcan. Mittlerweile konnte die Gemeinde aber immerhin rund 3.000 Quadratmeter kaufen, für knapp eine Million Euro. Für die große Moschee-Erweiterung sind weitere 3.000 Quadratmeter notwendig – vorerst inklusive des Autonomen Zentrums.

„Wir warten ab, was mit der Markomannenstraße passiert. Wir würden dieses Grundstück gerne mitentwickeln und aufwerten. Aber das muss die Stadt klären“, sagt Ersin Özcan. Insgesamt plane man mit einem Investitionsvolumen von bis zu 17 Millionen Euro. „Dabei steht der Bau der Moschee aber nicht im Vordergrund. Zuerst entstehen andere Gebäude, die Moschee erst am Ende“, sagt Ersin Özcan, der ein Gesamtkonzept vor Augen hat und zugleich an der bisherigen Stadtentwicklungspolitik harsche Kritik übt: „Wir wollen hier das gesamte Viertel aufwerten. Die Gathe ist das Einfallstor in die Innenstadt. Aber haben Sie mal gezählt, wie viele Spielhallen und Wettbüros es allein auf diesem kurzen Stück rund um die Moschee gibt? Das beeinflusst die Menschen tagtäglich so negativ. Das macht unsere Jugend kaputt. Wir planen daher mehr als nur eine Moschee. Hier soll ein Park mit südländischem Flair entstehen und auch ein Begegnungszentrum für alle Nationen und Religionen, betreutes Wohnen und noch mehr.“ Wie der Gesamtkomplex aussehen soll, das verrät Ersin Özcan noch nicht. Derzeit prüfe die Gemeinde Vorschläge verschiedener Architekten. „Wenn es konkret wird, dann wollen wir auch frühzeitig in die Öffentlichkeit damit“, verspricht Ersin Özcan. •

Anzeige

Der Blog der Katholischen Citykirche Wuppertal.
Mehr unter www.kath-2-30.de

ARTIKEL/IMPRESSUM

Vom verheißenen Land in das Heilige Land

Ein biblischer Blick auf Israel/Palästina



Blick auf die alte Eisenbahnstrecke, gebaut im Osmanischen Reich, die vom Mittelmeer nach Jerusalem führt

TEXT UND BILD **DR. TILL MAGNUS STEINER**

Das verheißene Land des Alten Testaments ist für Juden, Christen und Muslime ein heiliges Land. In der Tradition des Glaubens ist es ein Ort, an dem man den Heilstaten Gottes, wenn schon nicht zeitlich, so doch zumindest räumlich nah sein kann. Auch wenn das Land, ebenso wie Gott selbst, für die drei sogenannten abrahamitischen Religionen nicht frei verfügbar ist. Den menschlichen Konflikten um das Land steht der göttliche Besitz- und Eigentumsanspruch entgegen.

Göttlicher Befehl

Die Sehnsucht der Gläubigen, die sich auf ein Stückchen Erdboden in der Levante richtet, hat in der Bibel einen profanen Anfang: Kanaan, das spätere verheißene Land, war gemäß der Darstellung im Buch Genesis nur das Ziel eines Migranten: Terach, der Vater Abrahams, bricht aus Ur in Chaldäa, im heutigen Irak, auf, um nach Kanaan zu gelangen. Bezüglich dieser Migrationsbewegung wird in den Schriften weder von einem Befehl, noch von einer Verheißung Gottes berichtet. Terach kommt nur bis Haran, wo er sich mit seiner Familie niederlässt und stirbt. Dort, im heutigen Grenzgebiet zwischen der Türkei und Syrien, wird aus dem menschlichen Verlangen ein göttlicher Befehl. Abraham soll nach Kanaan ziehen – aus ihm werde ein

großes Volk entstehen und alle Menschen der Welt sollen durch ihn Segen empfangen. Dieser Verheißung ist nach Abrahams Ankunft in Kanaan die Landverheißung untergeordnet. Sie kommt fast unscheinbar daher als ein im Hebräischen aus nur fünf Wörtern bestehender Satz, der doch monumental ist und im ganzen Nahen Osten bis heute zu Konflikten führt: „Deinen Nachkommen werde ich dieses Land geben!“ (Genesis 12,7). In der Darstellung des Buches Josua führt dieser verheißene Segen für die Kanaaniter zum Verlust ihres Landes; Gott gibt dem Volk Israel gewaltsam das Land Kanaan samt seiner Bewohner. Für die Kanaaniter ist das Abraham und seinen Nachkommen verheißene Land ihr verlorenes Land.

Mehrfach erklingt im Buch Genesis die Landverheißung. In ihren verschiedenen Formen wird auch Abraham der Besitz des Landes versprochen, der Umfang des Landes wird unterschiedlich definiert und die Verheißung wird an Bedingungen geknüpft. Grundlegend sind sie alle verbunden in der theologischen Aussage, dass das Land letztlich weder Abraham und seinen Nachfahren noch den Kanaanitern gehört. Anders als in altorientalischen Gesetzessammlungen findet man in den alttestamentlichen Gesetzen keinen Hinweis auf eine andauernde Landverpachtung oder gar einen endgültigen Landverkauf. Gemäß dem Buch Levitikus lebt das Volk Israel, wie schon Abraham, nur als Immigrant im verheißenen

Land. Sie werden immer nur Fremde auf dem eigenen Land bleiben. Wenn die göttlichen Bedingungen für das Leben im verheißenen Land nicht erfüllt werden, entzieht Gott seinem Volk das Nutzungsrecht. Gott ist der wahre Eigentümer des verheißenen Landes (Levitikus 25,23). Das Buch Deuteronomium warnt gar davor, wegen des Lebens im verheißenen Land falschen Stolz zu entwickeln. Nur die exklusive Liebe zu Gott, die sich im Halten seiner Gebote manifestiert, führe zur Inbesitznahme des Landes sowie zu einem dauerhaften Leben auf ihm. Nicht im Land allein, sondern nur in der Beziehung zu Gott kann das Volk Israel Heil finden (Deuteronomium 8,14).

Landverheißung

Aus alttestamentlicher Sicht ist das Land Dreh- und Angelpunkt der Beziehung zwischen Gott und seinem Volk. Die ausführliche Auseinandersetzung mit der Land-Thematik führt letztlich zu einer Gesamtdarstellung der israelitischen Religion und zu einer Theologie des Alten Testaments. Zugleich gelangt man als Christ über dieses Thema mitten in den jüdisch-christlichen Dialog und den Nahost-Konflikt.

Die erste erklingende Landverheißung im Buch Genesis ergeht an Abraham in Sichem, dem heutigen Nablus. Als Gott im Folgenden seine Landverheißung an Abraham wiederholt, lässt dieser sich in Hebron nieder. Das Kerngebiet des verheißenen Landes ist die heute vom Staat Israel besetzte jordanische Westbank, die Palästinenser als ihr künftiges Staatsgebiet beanspruchen. Teile der jüdisch-israelischen Siedlerbewegung würden eher Tel Aviv und Haifa aufgeben, als den Palästinensern die Westbank zu überlassen – und Christen weltweit, auch palästinensische Christen, wenn sie die Psalmen beten, betonen mit Psalm 105 die Gültigkeit der Landverheißung an Israel.

Paulus betont im Brief an die Römer, dass Jesus „als Diener der Beschneitten“ die

(Fortsetzung Seite 7)

IMPRESSUM

Herausgeber: Katholische Citykirche Wuppertal, Laurentiusstr. 7, 42103 Wuppertal; www.logisch-zeitung.de
Tel.: 0202-42969674
E-Mail: presse@katholische-citykirche-wuppertal.de
Mitarbeit: Jennifer Abels, Jörg Degenkolb-Deßler, Gabriele Koch, Katharina Nowak, Sebastian Schulz, Till Magnus Steiner, Eduard Urssu
Konzept und Redaktion: Dr. Werner Kleine (V.i.S.d.P.), Øle Schmidt
Gestaltung: Christoph Schönbach
Druck: diedruckerei.de
Auflage 3.000



ARTIKEL

(Fortsetzung von Seite 6)

Verheißungen an die Erzväter und somit auch die Landverheißung bestätigt hat (Römer 9,4-5; 15,8). Für Lukas, den Autor der Apostelgeschichte, ist das jüdische Leben im Land zu seiner Zeit ein Zeichen der Erfüllung der Landverheißung (Apostelgeschichte 7,4-5). Doch es gibt im Neuen Testament auch andere Stimmen. In den Seligpreisungen der Bergpredigt wird den Sanftmütigen das Land als Erbe versprochen (Matthäus 5,5). Dies stellt keine Enteignung des Volkes Israel dar, sondern eine Linie der Armentheologie aus den Psalmen bis ins Matthäusevangelium, die an Psalm 37 anknüpft. Die Unterdrückten werden von der Macht der Unterdrücker befreit werden und Gott wird eine neue Gesellschaftsordnung etablieren. Er wird das Land den Armen geben. So wie Gott die Unterdrückung seines Volkes in Ägypten damit beendet, dass er es in das verheißene Land führte, so wird nun für die Armen und Unterdrückten in der Gesellschaft verheißend, dass nur sie im Land bleiben dürfen.

Im Judentum der Zeit des Neuen Testaments gab es verschiedene Deutungen der Landverheißung und -thematik. Es wurde auf eine Neuerrichtung des davidischen Reiches gehofft, die es ermöglichen sollte, ohne Nicht-Juden in absoluter Treue gegenüber den Gesetzen Gottes zu leben. Andere lasen die Landverheißung im übertragenen Sinne und identifizierten den Zug ins Land mit dem Eintritt in die Weisheit. In der Apokalyptik wiederum wurde das verheißene Land universalistisch auf die ganze Welt ausgeweitet oder im Himmel neu lokalisiert. Die Landverheißungen im Alten Testament haben das Schicksal eines jeden Textes erfahren: Sie wurden zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Gruppen unterschiedlich ausgelegt, interpretiert und kontextualisiert.

Nicht räumlich begrenzt

Die Schriften des Neuen Testaments können als genuin jüdische Positionen gelesen werden, die sich in der Geschichte zum Christlichen entwickelt haben. Ein deutlicher Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Testament liegt jedoch in der Behandlung der Landverheißung: Das Land spielt im Neuen Testament nur eine untergeordnete Rolle als Raum, in dem Jesus geboren, gewirkt, gestorben und auferstanden ist. Während das entstehende Christentum seinen Fokus weg vom Land hin zur Weltmission wendete, versuchen heute christliche Pilger sozusagen im Land in den Fußspuren Jesu zumindest eine räumliche Nähe zu ihm zu erleben.

Gegen eine Überhöhung des verheißenen Landes stellt sich bereits das Johannes-Evangelium, in dem der Autor sich gegen einen Glauben wendet, der an einen greifbaren Ort gebunden ist: Beziehung zu Gott ereignet sich „in Geist und in Wahrheit“ und ist nicht räumlich begrenzt (Johannes 4,21-23). Der Himmel über dem verheißenen Land ist der

gleiche, der sich auch über Europa und überall finden lässt. Bereits im Alten Testament verweist König Salomo bei der Einweihung des Tempels darauf, dass Gott sich nicht in einen Tempel zwingen lässt und dass er auch fernab vom verheißenen Land anrufbar ist. Doch der Tempel stand nicht irgendwo, sondern im vom Gott erwählten Land. Gott wurde in Jesus Christus in dem Land Mensch, das er sein Eigentum nennt.

Beziehung zu Gott

Im Vatikan gibt es ein Pilgerkästchen aus dem 7./8. Jahrhundert mit der Erde verschiedener heiliger Stätten aus dem Heiligen Land. Auf dem Kästchen sind verschiedene Stationen Jesu Leben abgebildet. Dieses Pilgerkästchen spiegelt den Glauben wider, dass Heiligkeit eine innige Beziehung zum Materiellen eingehen kann. Sie haften sozusagen an den Dingen, die in Berührung mit heiligen Personen gekommen sind, oder an Orten, wo heilige Geschichte sich ereignet hat. In der Bibel gibt es – fernab vom verheißenen Land – tatsächlich heiligen Erdboden. Aus dem brennenden Dornbusch heraus fordert Gott Mose auf, seine Sandalen auszuziehen, da der Ort, an dem ihm Gott erscheint, heiliger Boden ist (Exodus 3,5). Vorher und auch nachher spielt dieser heilige Ort im Alten Testament keine weitere Rolle. Es ist kein Ort, um dorthin zu pilgern und es wird dort auch kein Altar errichtet. Der Ort ist nur in dem Moment heilig, in dem Gott Mose erscheint. Alle Heiligkeit leitet sich nach biblischem Verständnis von Gott ab. Heilig kann ein Ort nur sein, wenn er von Gott erwählt ist und Gott an ihm präsent ist. Ein heiliger Ort ist ein Raum, indem der unverfügbare Gott es ermöglicht, ihn zu erfahren (Sacharja 2,16). In diesem Sinne ist das verheißene Land in der Vergangenheit ein heiliges Land gewesen. Die Macht Gottes hat sich gemäß des Alten und Neuen Testaments mehrfach an diesem Ort in Raum und Zeit geöffnetbart.

Ob das sogenannte Heilige Land auch heute ein Ort der Beziehung zu Gott ist, entscheidet sich auf menschlicher Seite daran, ob in ihm von Gott erzählt wird und seine Heiligkeit verkündet wird. Kein politischer Konflikt, sondern nur das gesprochene oder gelesene Wort ist in der Lage, eine lebensrelevante Verbindung zwischen einem Ort und einem sich dort in der Vergangenheit ereigneten Geschehen herzustellen. Ohne Sprache ist ein Ort bloß ein Ort und ohne Interpretation bleibt ein fern zurückliegendes Ereignis ohne Folgen im Heute. Glaube lebt von erinnernden Erzählungen. Für Juden, Christen und Muslime gehört die Erzählung der Landverheißung zur Identität ihres Gottes, bzw. zu ihrem jeweiligen Gottesbild. Wer von dem Gott Abrahams erzählt, spricht als Jude, Christ oder Muslim von dem Gott, der die Landverheißung an das Volk Israel gegeben hat – und als eigentlicher Landbesitzer alleine über das Land verfügen kann. Durch die Erzählungen anerkennt der Gläubige Gottes Besitz- und Eigentumsanspruch, und er grenzt das von Gott erwählte Heilige Land von anderen Gebieten ab. Es wird ein sakraler Raum geschaffen, von dem die Gläubigen hoffen, dass Gott sich ihn erneut als heiligen Ort auserwählen wird und sich darin erfahrbar werden lässt. Dazu bedarf es einer Offenheit für Gottes Gegenwart, wie sie die Architektur des Jerusalemer Tempels vorgegeben hat. Im Allerheiligsten, mitten im Tempel, gab es keine von Menschenhand gemachten Götterbilder, es gab keine über Gott geschaffenen Fakten und keine ideologischen Zerrbilder. Dieses leere Heiligtum war offen für die die Leere erfüllende Gegenwart Gottes. •

Dieser Beitrag erschien zuerst in „Die Tagespost - überregionale katholische Zeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur“. Mehr unter www.die-tagespost.de.



Dr. Till Magnus Steiner ist katholischer Theologe. Sein Forschungsschwerpunkt liegt in der Exegese des Alten Testaments. Er lebt und arbeitet in Jerusalem.



INTERVIEW

Auf immer und ewig

Über Tattoos und die Faszination von christlichen Symbolen



Dieses Tattoo gehört einem syrischen Christen. Es ist weniger Körperschmuck als vielmehr eine Glaubensbekundung. Foto: Christoph Schönbach

TEXT JÖRG DEGENKOLB-DEGERLI

Die einen tragen ein Kreuz an der Kette, die anderen haben eine Marienfigur im Schrank, wieder andere fahren mit Fisch auf dem Auto. Christliche Symbole begegnen uns häufig; es gibt sie von edel bis kitschig. Und es gibt sie als Bilder auf der Haut, als Tätowierungen – für all jene, die nichts ablegen oder wegstellen, sondern etwas wirklich verewigt haben wollen. *logisch!* hat den Wuppertaler Tätowierer Ditch gefragt, was es mit christlichen Symbolen als Tätowierungen auf sich hat.

REDAKTION Welche christlichen Symbole werden oft gestochen, gibt es da Klassiker?

DITCH Klassiker sind schon immer Maria sowie Jesus am Kreuz oder das Jesus-Portrait gewesen. Mit der Zeit haben auch der Rosenkranz, Engel und andere christliche Symbole Einzug in die Vorlagenbücher der Tätowierer gehalten. Die Palette reicht von realistisch angefertigten Arbetten in Schwarz und Grau oder in Bunt, bis hin zu rudimentären, nur aus Linien bestehenden koptischen Symbolen.

REDAKTION Interessiert es dich als Tätowierer, warum sich jemand ein bestimmtes Symbol tätowieren lässt; fragst du, was dahintersteckt?

DITCH Ehrlich gesagt, interessiert es mich weniger, was die Intention des Kunden hinter seinem gewünschten Motiv ist. Einige Motive sprechen durch ihre Bildsprache für sich. Ich finde, dass ein Tattoo etwas sehr Persönliches ist. Für mich sind meine eigenen Hautbilder wie ein Tagebucheintrag. Wenn mich jemand nach ihren Bedeutungen fragt, antworte ich meist mit der Gegenfrage: „Bist du jemand, der anderer Leut' Tagebücher liest?!“ Dem entsprechend frage ich bei den Kunden auch nicht nach. Wenn er von selbst erzählt, warum

er sich dieses oder jenes Motiv wünscht, ist das eine andere Sache.

REDAKTION Gibt es in der langen Geschichte des Tätowierens eine Art Deutung, was mit welchen Symbolen gemeint ist?

DITCH Symbole, egal welcher Herkunft, ob christlichen, buddhistischen oder vielleicht sogar satanischen Ursprungs, haben seit jeher eine feste Bedeutung. Dadurch, dass sie in die Haut eingraviert werden, anstatt zum Beispiel mit dem Pinsel auf eine Leinwand gemalt, verändert sich ihre Bedeutung nicht. Das Kreuz etwa an dem Jesus starb, steht für das Leiden Jesu im christlichen Kontext. Viele Menschen denken bei einem Kreuz sofort an den Tod. Die beiden Linien repräsentieren aber auch die Verbindung des Göttlichen mit dem Menschlichen. Dies wird oftmals vergessen.

REDAKTION Du selber hast ein Engel-Tattoo. Dürfen wir in deinem Tagebuch lesen: Verrätst du uns, warum?

DITCH Mein Engel-Tattoo trage ich jetzt seit 18 Jahren auf meinem Bein. Es ist ein sehr persönliches Tattoo, weshalb ich den genauen Grund hier nicht nennen möchte. Was ich aber sagen kann, ist, dass es im weitesten Sinne eine Bitte an eine höhere Macht darstellt, an meinen Schutzengel.

REDAKTION Warum sind viele deiner Kunden fasziniert von Symbolen?

DITCH Eine Tätowierung kann, wenn sie richtig platziert und umgesetzt ist, dem Träger Kraft verleihen. Wenn es sich dann auch noch um ein starkes Symbol handelt, ist es umso intensiver in seiner Wirkung, für den Betrachter wie für den Träger selbst. Christliche Symbole funktionieren tätowiert genau wie christliche Ikonen. Ihr Zweck besteht

darin, im Betrachter Ehrfurcht zu erwecken, um eine existenzielle Verbindung zwischen ihm und dem Dargestellten herzustellen – in den meisten Fällen zwischen dem Menschen und Gott. Ich denke, dass dies eine Faszination auf gewisse Persönlichkeiten ausübt.

REDAKTION Gibt es eigentlich neben Nazi-Symbolen noch andere, von denen man besser die Finger lässt?

DITCH Ich denke, dass extreme Symbole, egal welcher Couleur, kein geeignetes Tattoo-Motiv sind. Solche Tätowierungen biete ich auch nicht an. Tätowieren hat nichts mit Politik zu tun, und umgekehrt. Des Weiteren ist jedes Symbol, über das der künftige Träger nicht hundertprozentig Bescheid weiß, ein Symbol, von dem er die Finger lassen sollte. Ich fühle den Leuten im Vorfeld auf den Zahn, ob sie wirklich wissen, was ihr gewünschtes Symbol bedeutet. Wenn sie unsicher sind, oder gar mit Unwissenheit glänzen, wird nicht tätowiert. Ganz einfach.

REDAKTION Du bist schon länger im Geschäft und kennst die Trends von Tattoo-Motiven. Gehören christliche Symbole zum Standard?

DITCH Ich tätowiere jetzt seit neun Jahren und, wie erwähnt, sind die Klassiker Marienstatuen und Christus selbst. Ob leidend mit Dornenkrone oder mit gutigem Lächeln. Jeder Kunde hat eigene Vorstellungen, wie er seine religiösen Ansichten seiner Umwelt mitteilen möchte. Rosenkränze oder auch Albrecht Dürers „Betende Hände“, sind als Tattoo-Motiv jedenfalls nicht mehr wegzudenken. •



Rosenkranz und betende Hände, ein beliebtes Motiv. Foto: Dieter Jonuzi

BEITRAG

Drei Engel für Wuppertal

Hilfeprojekt für Familien mit kranken Kindern



In den regelmäßig stattfindenden Teamgesprächen berät Projektleiterin Sarah Ismail die Mitarbeiterinnen zum Umgang mit den betreuten Familien.

TEXT UND FOTO JENNIFER ABELS

Mit dem Projekt „Talengel“ schließt der Sozialdienst katholischer Frauen e.V. Wuppertal nicht nur eine Lücke im Hilfeangebot für Wuppertaler Familien in plötzlich eintretenden Notsituationen. Das Projekt ist für Frauen ab 35 Jahren auch eine Möglichkeit, nach längerer Arbeitslosigkeit einen Beruf zu ergreifen, der mehr ist, als bloße Beschäftigung.

„Soziale Teilhabe am Arbeitsmarkt“ heißt das Programm des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales, um Menschen den Wiedereinstieg ins Berufsleben zu ermöglichen. Während der langen und engen Zusammenarbeit des SkF e. V. Wuppertal mit dem Familienbüro und dem Jobcenter in Wuppertal entstand die Idee, die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt mit dem Ziel zu verbinden, eine gravierende Lücke im Hilfsangebot der Stadt Wuppertal zu schließen. „Wir hatten immer wieder Anfragen von Familien, die Schwierigkeiten bei der Betreuung von Geschwisterkindern hatten, wenn zum Beispiel ein Frühgeborenes, behindertes oder krankes Kind zur Welt kam“, erklärt Heidemarie Etgeton vom Familienbüro der Stadt Wuppertal.

Denn wer bringt das Geschwisterkind zur Schule oder macht ihm das Mittagessen, wenn die Eltern mit der Organisation von Pflege- und Therapiemöglichkeiten für das bedürftige Kind zu tun haben? Wer spielt mit dem Kind, ist für das Kind da, wenn es alleine ist und keine Verwandten hat, die sich kümmern können? Seit einem halben Jahr tun genau das die Wuppertaler »Talengel« Soumia

Baaj, Zohra Moulay und Jane Hamerouch. 30 Stunden wöchentlich unterstützen sie Familien in besonderen Belastungssituationen, kümmern sich bis zu fünf Stunden täglich um den Alltag der gesunden Kinder, spielen mit ihnen, kochen und helfen bei den Schularbeiten. „Es ist eine wunderschöne Arbeit, die glücklich macht, weil wir diese Familien glücklich machen“, erzählt Soumia Baaj. Die gelernte Krankenschwester spricht fließend Arabisch, Französisch und Deutsch, ihre Kollegin Zohra Moulay zusätzlich Englisch.

Mit dem Präventions-Projekt „Netzwerk niedrigschwelliger Hilfen“ hat der SkF e.V. Wuppertal bereits seit fünf Jahren Erfahrung mit flexibler, unbürokratischer Hilfe für Menschen in Notsituationen. Hier unterstützen drei Mitarbeiterinnen Familien in Krisensituationen mit Schulwegbegleitung, Kinderbetreuung, hauswirtschaftlichen und

behördlichen Hilfen. „Das ist bei den »Talengeln« anders“, betont Projektleiterin Sarah Ismail. „Bis die Eltern die neue Lebenssituation mit dem pflegebedürftigen Kind organisiert haben, kümmern sich unsere Frauen vor allem um das Wohl der Geschwisterkinder.“

Alle »Talengel« werden vorab geschult in Kinderkrankheiten und Erster Hilfe und treffen sich zu regelmäßigen Teamgesprächen, um Erfahrungen auszutauschen und Probleme zu besprechen. Demnächst wird es eine Schulung zum Thema „Nähe und Distanz“ geben. Denn die Frauen, die teilweise sehr viel Zeit in den Familien verbringen, werden von Eltern tatsächlich als „wahre Engel“ empfunden. „Da ist es nicht immer leicht, sich abzugrenzen“, erklärt Jane Hamerouch. „So ein Abschied tut dann auch schon mal weh.“ •

Jennifer Abels arbeitet als Pressereferentin für den Sozialdienst katholischer Frauen in Wuppertal (SkF e.V.).

Talengel

Das Projekt „Talengel“ richtet sich ausschließlich an Familien mit kranken, behinderten oder zu früh geborenen Kindern. Die Hilfe ist für Familien, die Sozialleistungen beziehen, und zeitlich auf die akute Notsituation begrenzt. Das Projekt ist befristet bis zum 31. Dezember 2018.

Informationen & Kontakt

SkF e.V. Wuppertal
Projekt Talengel

Ansprechpartnerin: Sarah Ismail

Bembergstraße 20, 42103 Wuppertal

Telefon: 0202 93126-20

E-Mail: sarah.ismail@skf-wuppertal.de

www.skf-wuppertal.de

Anzeige

Die
Mystagogische
Kirchenführung
als DVD.

Weitere Information
unter 0202 - 429 69 674



ARTIKEL

Zwischen verrückt und verrückend

Das Kultur- und Gemeindezentrum „Berliner Plätzchen“ bietet Begegnung – und neue Blickwinkel



Das Berliner Plätzchen ist am Berliner Platz gut sichtbar, gerade da es sich von den umliegenden Geschäften unterscheidet.

TEXT **MAX MOLL**

FOTO **CHRISTOPH SCHÖNBACH**

Wer sich für einige Minuten im „Berliner Plätzchen“ in eines der Schau-fenster mit Blick auf den Berliner Platz setzt, sich selbst dort in gewisser Weise aussetzt, kann zumindest in Ansätzen erfahren, um was für einen Ort es sich handelt, hier an der Berliner Straße, Ecke Langobardenstraße in Wuppertal-Oberbarmen. Die katholische Kirchengemeinde im Seelsorgebereich Barmen-Nordost hat sich hierhin verrückt. Weg von der immer weiter abnehmenden Kirchturmreichweite, hin zu einer Straße des Lebens. „Verrücken“ wird in diesen Zeiten als notwendig angesehen, um eine neue Perspektive einnehmen zu können. Wer sich selbst verrückt, der sieht die Dinge aus einem anderen Blickwinkel, und kann auch sich selbst in der Reflexion und der Auseinandersetzung mit anderen aus einem ganz anderen Blickwinkel wahrnehmen. In diesem Sinne versteht sich das „Berliner Plätzchen“ als ein verrückender Ort. Er verrückt die Perspektiven der Gemein-demitglieder und die entsprechenden Haltungen, aus pastoraler und seelsorgerlicher Sicht.

Denn aus dieser verrückten Perspektive werden die Menschen in den Blick genommen, die am und rund um den Berliner Platz in Oberbarmen leben, und dort ihren Aufgaben des Alltags nachgehen. Es geht uns Machern des Berliner Plätzchens auch darum, die rund 40.000 Menschen im Quartier Oberbarmen im Blick zu behalten, die mit der katholischen Kirche nicht oder nur in vereinzelten Situationen in Kontakt stehen. Dies entspricht auch dem Wunsch Kardinal Woelkis, der in seinem Fastenhirtenbrief 2015 formulierte, auch „die anderen 85 bis 90 Prozent im Blick [...] zu behalten“.

Und so ist eine der ersten Fragen, die Menschen stellen, die neu im „Berliner Plätzchen“ sind: „Was ist das denn hier?“ Und in der Tat, dieser Ort auf dem Berliner Platz lässt sich nicht so einfach kategorisieren, auch wenn es verschiedene Medien bereits versucht haben. Es ist keine Kneipe, wie selbst manche katholische Mitbürger meinen, und es ist auch kein Sozialcafé. Es ist ein Kulturort und es ist ein Raum der Gemeinde und es ist ein Veranstaltungsort und es ist ein Ort der Seelsorge. Und: es ist noch viel mehr. Das „Berliner Plätzchen“ ist ein Begegnungsort gleich im dreifachen Sinne. Es ist ein Ort, an dem man sich selbst begegnen und mit sich selbst auseinandersetzen kann. Es ist ein Ort, an dem man anderen Menschen begegnen kann, unabhängig von Herkunft, Einkunft und sozialer Stellung. Und das „Berliner Plätzchen“ ist ein Ort, an dem eine Gottesbegegnung möglich ist – eben weil sich Menschen hier selbst und anderen begegnen können.

Etwa beim MollTalk, bei dem mehr und weniger bekannte Gäste Stellung beziehen. Zuletzt hatte ich als Moderator Oberbürgermeister Andreas Mucke zu Gast, Thema war die Quartiersentwicklung. Die von der Katholischen Citykirche etablierte Veranstaltungsreihe „Dei Verbum direkt“, wird live aus dem „Berliner Plätzchen“ über Facebook gestreamt. Es gibt die musikalisch-kulinarische Sommerkonzertreihe „Zwei Drei Viertel“, das Aschekreuz To Go, ebenfalls in Kooperation mit der Katholischen Citykirche, und jahreszeitspezifische Veranstaltungen. Wöchentliche und regelmäßige kostenlose Angebote ergänzen die teils einmaligen Aktionen. Die Praxis Seelsorge berät an jedem Mittwoch zwischen 12 und 14 Uhr, Donnerstagvormittag öffnet das Eltern-Kind-Café für Eltern und ihre Kleinkinder. Ebenfalls am Donnerstag können sich im Teesalon Einheimische

und Flüchtlinge begegnen. Prio A, ein Projekt von Gesa und Jobcenter, bietet jeden Montag und Donnerstag eine kostenlose Beratung zu allen Fragen der Jobsuche an. Zusätzlich gibt es im „Berliner Plätzchen“ einen Kühlschrank für Foodsharing, aus dem innerhalb der Öffnungszeiten kostenlos Lebensmittel entnommen werden können.

Trotz der Vielfalt der Aktivitäten und Formate im Berliner Plätzchen ist eines gemeinsam: Es werden individuelle und besondere Zugänge zum christlichen Glauben ermöglicht. Dabei geht es nicht um Niederschwelligkeit, sondern darum, sich mit herausfordernden Situationen auseinanderzusetzen. Denn der christliche Glaube ist nicht niederschwellig, er fordert vielmehr die Menschen in ihrem Dasein heraus. Das symbolisieren auch drei Stufen, die auf dem Weg in den Hauptraum des Plätzchens erst überwunden werden müssen.

Das „Berliner Plätzchen“ steht auch anderen Gruppen, Vereinen und Einzelpersonen offen, die eine Idee haben und einen Raum suchen, sofern sie bereit sind, sich den Blicken und Reaktionen der Vorübergehenden auszusetzen.

Das „Berliner Plätzchen“ will ein verrückter und verrückender Ort sein. Und dieser Ort wird gebraucht, mehr denn je. Es kann und will nicht kategorisiert werden, sondern lebt von der Spannung der Begegnung im Verrückten und Verrückenden – um Menschen mit christlichem Glauben zu verbinden und zu berühren. •

Max Moll ist künstlerischer Leiter des Gemeindezentrums „Berliner Plätzchen“ im Wuppertaler Osten.

ARTIKEL

Mehr als Erste Hilfe

Seit eineinhalb Jahren existiert die arabisch-christliche Gemeinde in Laaken



Die Heilige Messe folgt einem anderen Ritus und wird in arabischer Sprache gehalten, ein wichtiger Umstand für die Gläubigen.

TEXT **JÖRG DEGENKOLB-DEGERLI**
FOTOS **CHRISTOPH SCHÖNBACH**

Vor eineinhalb Jahren ging es groß durch die regionalen Medien: Eine gerade gegründete arabisch-christliche Gemeinde belebt die Kirche St. Petrus in Wuppertal-Laaken neu – drei Jahre lang wurde hier zuvor kein Gottesdienst mehr abgehalten. Seit dem Herbst 2016 gibt es dort nun einmal im Monat wieder einen Gottesdienst, zu dem zahlreiche arabische Christen von Nah und Fern anreisen – ebenso der Priester Abouna Mayas Aboud. Im Anschluss an die Gottesdienste sitzt man noch bis in den späten Nachmittag zusammen, tauscht sich aus, lernt sich kennen, genießt die Gemeinschaft. Mit auf den Weg gebracht hat die Gemeindegründung die Alltags- und Integrationshelferin Hilin Prick, die Erste Hilfe für Geflüchtete leistet und entsprechenden Bedarf früh erkannte. „Im Zuge der Gründung wurde St. Petrus zunächst mal für drei Jahre ‚reserviert‘“, erzählt sie, „und es kamen auch sehr bald sehr viele Menschen.“ Die arabisch-christliche Gemeinde wuchs ansehnlich an; zwischen 50 und 150 geflüchtete Christen aus Syrien, aus Israel, aus dem Irak und Iran füllten in den ersten Monaten die Kirche in Laaken.

Es spricht sich rum ...

Seit gut neun Monaten geht auch der Syrer Melad Bashi mit seiner Familie in die Gottesdienste. „Ich habe damals auf der Straße von der Gemeinde erfahren“, erinnert er sich.

Das Gespräch auf einer Straße im Wuppertaler Osten war für ihn der Impuls sich weiter zu informieren und schließlich nach Laaken aufzubrechen, um an dem sonntäglichen Geschehen erstmals teilzunehmen. „Jetzt ist es auch eine Art Heimat geworden“, erzählt er, der Ende Juli Vater einer Tochter geworden ist. „Wir haben natürlich etwas gewartet, bis wir die Kleine mit zum Gottesdienst genommen haben“, lacht der stolze Vater, „aber mittlerweile ist der erste Sonntag im Monat ganz schön für uns alle.“ Das könnte auch daran liegen, dass sich die Zeremonie bei den arabischen Christen doch etwas von der konventionellen abhebt. Die Gläubigen knien hier zum Beispiel am Altar nieder und erwachsen wie auch Kinder prozessieren mit Kerzen durch die Kirche. Dazu kommt eben auch das anschließende Miteinander. „Hier lernt man neue Menschen kennen“, betont Melad Bashi und ergänzt: „Manchmal findet man auch neue Freunde.“ Und dann ist da vermutlich immer auch die Hoffnung, dass man mal zufällig etwas mitbekommt, was einem nützen könnte – vorrangig geht es da natürlich um Arbeit und Wohnen. „Ich bin gelernter Friseur“, erzählt der Syrer, „habe auch in Wuppertal hier und da als Friseur gearbeitet – aber das ist dermaßen schlecht bezahlt, dass ich unbedingt was anderes machen will, als Vollzeitjob.“ Würde er sich als Friseur selbständig machen wollen, reichte der Besuch einer Meisterschule nicht; Herr Bashi müsste bei Null anfangen, da er keine Papiere nachweisen kann. „Als ich 2012 geflüchtet bin, habe ich mich nicht getraut Papiere mitzunehmen.“

So wenig Identität wie möglich, lautete das Motto. In Deutschland eine sehr schwierige Angelegenheit. „Im Grunde bin ich Handwerker“, sagt der Geflüchtete, dessen Flucht ihn von Syrien über die Türkei über Griechenland nach Halberstadt in Sachsen-Anhalt führte. Vor gut zweieinhalb Jahren zog er dann nach Wuppertal, um seiner Mutter und seinem Bruder in den Niederlanden näher zu sein; vor knapp zwei Jahren kam dann seine Frau endlich nach. „Jetzt sind wir eine kleine Familie und ich will für uns sorgen. Ich will weg von fremder Hilfe und ALG.“ Deshalb hofft er nun auf eine Stelle als Hausmeister oder ähnliches: „Ich würde auch als Produktionshelfer arbeiten. Hauptsache Vollzeit.“ Neben der Familie sind die Gottesdienste in St. Petrus etwas, das Maled Bashi Kraft und Halt gibt.

... und ist (wieder) stabil

„Ich hatte nach einigen Monaten so ein bisschen die Befürchtung, dass die Leute nach und nach wegbleiben würden“, erzählt Hilin Prick im November 2017 mit Blick auf die zurückliegende Entwicklung der arabisch-christlichen Gemeinde. „Vielleicht waren manche nicht mehr so stark angewiesen auf die Gemeinde, nachdem man ihnen geholfen hatte. Aber das fand ich nicht in Ordnung.“ Als im September nur noch 25 Mitglieder am Gottesdienst teilnehmen, richtet sie klare Worte an die Gemeinde: „Ich habe dann wirklich gefragt ‚Wollt Ihr nicht mehr?‘ Dann müssen wir solch einen Aufwand gar nicht mehr betreiben!“ Das hat anscheinend viele wachgerüttelt. „Klar wollen wir!“, hieß es einhellig – und in den Folgemonaten kamen wieder 70 Menschen nach Laaken. „Das ist sehr gut“, resümiert Hilin Prick. „Einige neue Gesichter sind auch dabei. Neue Familien und ganz kleiner Nachwuchs.“ •



Zwei Ikonen wurden speziell für die Kirche erstellt, sie sind Teil des Ritus.

ARTIKEL

Hier liegen Sie richtig?

Eine sich verändernde Bestattungskultur sorgt für Friedhofssterben



Der Friedhof „Zu den Dolinen“ ist nur mühsam mit dem ÖPNV zu erreichen.

TEXT UND FOTOS **EDUARD URSSU**

Für den Friedhof „Zu den Dolinen“ in Langerfeld werden keine neuen Grabnutzungsrechte mehr vergeben, das hat der Kirchenvorstand St. Raphael in der Wuppertaler Pfarreiengemeinschaft Wupperbogen-Ost beschlossen. In dem Beschluss wird von „Schließung des Friedhofs“ gesprochen. Dies bedeutet allerdings nicht, dass der Friedhof umgehend geschlossen wird. Die vertraglichen Verpflichtungen der bis dahin durchgeführten Bestattungen werden eingehalten. Derzeit wird noch geprüft, ob und wie künftig die Hinzubettungen bei Familiengrabstätten möglich sind. Klar ist, dass komplett neue Gräber auf dieser Anlage nicht mehr ausgehoben werden.

Der Grund für die Schließung des Friedhofs ist kein solitäres Phänomen. Bereits seit vielen Jahren deckt der Betrieb des Friedhofs der Gemeinde St. Raphael die Kosten nicht mehr, so wie bei vielen anderen Friedhöfen in Wuppertal auch, erklärt der stellvertretende Kirchenvorstand Hans-Günter Mittelstenscheidt: „Speziell in unserem Fall bedeutet es, dass selbst weitere Bestattungen nicht zu einem Bilanzausgleich führen würden – im Gegenteil. Der Friedhof ist schon jetzt mit rund 1,3 Millionen Euro überschuldet.“ Und dieses Defizit droht die Rücklagen zu verschlingen. Nicht die Rücklagen des Friedhofs, sondern die gesamten Rücklagen der Gemeinde. Dennoch ist dem Kirchenvorstand St. Raphael die Entscheidung nicht leicht gefallen. Schließlich knüpfen sich an den Friedhof auch viele emotionale Momente, wie bei Hans-Günter Mittelstenscheidt, dessen Familienmitglieder bereits seit 1932 dort beerdigt werden. „Die letzten zehn Jahre schieben wir diese Entscheidung nun schon vor uns

her. Um die Zukunft der Gemeinde nicht zu gefährden, haben wir nun diesen Beschluss getroffen“, erklärt er. Unterstützung erfährt die Gemeinde durch das Generalvikariat des Erzbistums Köln. Dieses hat eine genaue Prüfung des Friedhofs „Zu den Dolinen“ vorgenommen und eine düstere Bilanz aufgestellt: Die Friedhofsgebühren reichen nicht aus, um die laufenden Kosten von über 50.000 Euro pro Jahr abzudecken. An eine Erhöhung der Gebühren ist aber nicht zu denken, zu groß ist der Preisdruck anderer, vermeintlich attraktiverer Friedhöfe. Denn in Zeiten einer sich verändernden Friedhofskultur zählen mittlerweile andere Kriterien als bislang. War es vor einigen Jahrzehnten noch entscheidend, dass man in der Nähe der Gemeinde beerdigt wurde, ist heute beispielsweise eine gute

Verkehrs-anbindung wichtiger. Zudem geht der Trend weg vom klassischen Holz-sarg, bestätigt Bettina Wallbrecher vom Katholischen Friedhofsamt Wuppertal. „Der Trend zur Urne nimmt weiter zu. Es sind mittlerweile bis zu 80 Prozent, die eine Urnenbestattung wünschen.“ Urnenbestattungen brauchen nicht nur deutlich weniger Platz, sie sind auch erheblich günstiger und bringen die Gemeinden dadurch stärker in wirtschaftliche Bedrängnis. Denn während die Friedhofsgebühren relativ stabil geblieben sind, sind die Kosten für Pflege und Instandhaltung der Gräberanlagen, der Friedhofskapellen und nicht zuletzt der Toiletten deutlich gestiegen. Zudem stehen bei einigen Friedhöfen auch noch kostenintensive Sanierungsmaßnahmen an. Unterm Strich können nur zwei der katholischen Friedhöfe in Wuppertal aktuell kostendeckend betrieben werden. Nicht zuletzt deswegen gibt es Bestrebungen, die konfessionellen Friedhöfe in Wuppertal in ein gemeinsames, christliches Friedhofsamt zu überführen. „Daran arbeiten wir bereits seit einigen Jahren“, erklärt Stadtdechant Dr. Bruno Kurth. Maßgebend ist hierbei die Struktur der evangelischen Kirche, die in Wuppertal mit einem zentralen Friedhofsverband 22 Friedhöfe verwaltet und so die Bewirtschaftungskosten deutlich senken konnte. Die 14 katholischen Friedhöfe hingegen sind in Gemeindebesitz. „Hier muss genau geprüft werden, welche Friedhöfe künftig bestehen bleiben und welche notwendigen Investitionen die Gemeinden auf den Weg bringen können. Die Schließung des Friedhofs ‚Zu den Dolinen‘ wird sicherlich nicht die letzte Schließung in Wuppertal gewesen sein, leider. Unser Ziel aber muss es sein, dass wir einen Weg für die Zukunft finden können“, sagt Bruno Kurth, der die Langerfelder Gemeinde angesichts ihrer Entschlossenheit bei diesem sensiblen Thema ausdrücklich lobt. Zudem könnte eben diese Entscheidung auch ein weiterer wichtiger Schritt in Richtung Fusionsgespräche zwischen den christlichen Kirchen in Wuppertal sein – zumindest in Sachen Friedhofsverwaltung. •



Pfarrverweser Pfr. Ulrich Lemke und Stellv. Kirchenvorstand Hans-Günter Mittelstenscheidt bei einer Begehung des Friedhofs „Zu den Dolinen“.

ANZEIGE

Anzeige



*Was hat die Bibel zu den heutigen gesellschaftlichen
Themen und Diskussionen beizutragen?*

Die Bibel ist eines der bedeutendsten kulturellen Zeugnisse der Menschheitsgeschichte. Sie ist jedoch nicht nur ein Kulturgut, sie ist zutiefst aktuell. Finanzkrise? Steuerfrage? Kriegsgefahr? Biblische Texte wie die Zehn Gebote und die Bergpredigt sind zu ethischen Maßstäben geworden. Für Christinnen und Christen ist die Bibel das Wort Gottes (*lat. **Dei Verbum***), das sich als gewichtige Stimme durch die Menschheitsgeschichte zieht – bis hin zum heutigen Leser. Die Stimme der Bibel endet nicht am Kirchenausgang; sie bietet für den gesellschaftlichen Diskurs Antworten und Anfragen, denen wir auf Dei Verbum nachgehen.

Jeden Dienstag finden Sie einen neuen Beitrag auf:

www.dei-verbum.de

REPORTAGE

Lord Krishna und die Witwen

In der indischen Pilgerstadt Vrindavan pulsieren Glaube und Armut



Eine indischen Gottheit im Aufbau, in der Stadt der 5000 Tempel.

TEXT UND FOTOS ØLE SCHMIDT

Umar hat ein runzeliges Gesicht mit großen Augen, die mittlerweile wieder strahlen. Die Achtzigjährige lebt zusammen mit anderen Witwen im nordindischen Bundesstaat Uttar Pradesh in einem Ashram, eine Art spirituelles Altersheim. „Ich bin viele Tage mit dem Zug gefahren, ich war verwirrt und alleine“, erinnert sich Uma, „in Vrindavan bin ich ausgestiegen und herumgeirrt. Die Männer von der Eisenbahnpolizei haben mich dann hier in den Ashram gebracht. Das war vor zwei Monaten.“

Geschirr klappert, der Duft von Tee und Räucherstäbchen liegt in der Luft. Die zumeist betagten Damen sind ausgelassen und scherzen. In ihrer Heimatstadt Kalkutta hat Uma neben ihren erwachsenen Söhnen gelebt. Um Geld zu sparen, haben diese ihren Stromanschluss angezapft. „Als ich sie eines Tages gefragt habe, warum meine Stromrechnung so hoch ist, sind meine Söhne wütend geworden, und haben mich beschimpft und geschlagen. Meine eigenen Kinder haben mich geschlagen.“ Uma kauft sich ein Zugticket, und verläßt zum ersten Mal in ihrem Leben ihre Geburtsstadt.

Schwierige Situation für Witwen

Als Umars Mann starb, war plötzlich alles anders in der Familie. Ihre Söhne behandelten sie schlecht und warfen sie aus der gemeinsamen Wohnung. So wie Umar geht es vielen Witwen in Indien. Mit dem Tod ihres Mannes verlieren sie den Schutz des Familienoberhauptes, Schutz vor ihren eigenen Kindern und den Schwiegereltern. Indische Frauen ziehen nach der Hochzeit traditionell zu ihrem

Mann, der meist noch unter dem Dach seiner Eltern lebt.

Der Ashram der indischen Nichtregierungsorganisation Sulabh International liegt abseits der lärmenden Hauptstraße, seit nunmehr zehn Jahren bietet er 50 Witwen Obdach. Jeweils drei von ihnen teilen sich ein spartanisches Zimmer, auf dem Boden steht ein kleiner Gaskocher, auf ihm bereiten die Witwen ihre Mahlzeiten zu. Es ist einfach hier, aber ein Zuhause, mit Strom sogar und Wasser, und vor allem: mit Familienanschluss. Weil der indische Staat die Witwen alleine läßt, zahlt Sulabh ihnen Essengeld und eine bescheidene Rente. Einmal die Woche schaut eine Ärztin nach ihnen.

Bitte um Erlösung

Wie jeden Mittag kommen die Frauen in dem großen Raum des Hauses mit Schellen, Trommeln und Glocken zusammen; um zu singen für Krishna, um Erlösung von ihrem weltlichen Leid zu erbitten.

Laut und stickig, arm und beseelt ist das Leben in Vrindavan, dem Pilgerort von Lord Krishna. Die Stadt der 5000 Tempel ist die letzte irdische Station von Witwen aus ganz Indien. Viele von ihnen sind nach dem Tode ihres Ehemannes von der Familie verstoßen worden, weil Witwen nach der Vorstellung vieler Inder Unglück bringen. Sie leben in großer Armut, ohne Obdach, haben Gewalt und Demütigung erfahren; einige sind gerade so mit dem Leben davongekommen. Meist endet an dieser Stelle die Erzählung in

westlichen Medien. Dass sie weitergeht, wissen diejenigen, die in die leuchtenden Augen der Witwen geschaut haben beim ekstatischen Singen für Krishna, ihren spirituellen Wegbegleiter in Vrindavan.

Als ich das Mikrofon ausschalte, erzählt mir Umar, dass sie nach dem Tode ihres Mannes von ihren Schwiegereltern geschlagen und mißhandelt worden ist. Einige Jahre ging das so, bis die Schwiegereltern starben. „Krishna ist unser Leben“, sagt Umar mit fester Stimme; sagt die Witwe, die sich in Vrindavan auf ihren Tod vorbereitet.

Vor dem großen Krishna-Tempel sitzen Witwen in weißen Saris auf dem staubigen Boden. Den Kopf nach unten gebeugt, fragen sie stumm nach Almosen. Den prunkvollen Tempel mit den goldenen Krishna-Statuen betreten sie nicht. Es steht ihnen nicht frei, in der Öffentlichkeit zu tanzen und zu singen.

Lord Krishna

Im Herzen des Tempels wiegen sich die Körper zu der live gespielten Musik. Der festlich geschmückte Raum ist gefüllt mit Krishna-Anhängern aus aller Welt. Sie feiern einen Moment der Selbstvergessenheit, der Hingabe an etwas Größeres. „Wenn du stirbst, musst du an Krishna denken, dann kannst du in seine Arme zurückkehren“, sagt der Mann neben mir. „Wenn du aber an jemand anderen denkst, dann wirst du so werden wie der andere. Wenn du von Kindheit an immerzu an Krishna denkst, dann wirst du ihn im Moment deines Todes nicht vergessen.“

Krishna Bhakti Das ist klein und drahtig, und sich seiner Sache ziemlich sicher. Sein Kopf ist rasiert, um die Lenden hat er sich ein Küchentuch gebunden, so wie viele Inder. Die Familie des Fünfzigjährigen folgt der Krishna-Linie seit Generationen, deshalb haben sie ihm diesen Namen gegeben: Hingebungsvoller Diener Krishnas.

(Fortsetzung Seite 15)



Der Journalist Øle Schmidt lebt und arbeitet in Lateinamerika und Deutschland.



REPORTAGE



Die Zimmer im Ashram sind spärlich eingerichtet und bieten drei Frauen Platz.

(Fortsetzung von Seite 14)

Lord Krishna gehört zu den populärsten Göttern auf dem Subkontinent, für seine Anhänger ist er die Menschwerdung des Höchsten. Er soll in der Region Vrindavan geboren und aufgewachsen sein. Dorthin ziehen sich seit mehr als 500 Jahren Krishna-Gläubige Witwen aus ganz Indien zurück. Von ihren Familien verstoßen, kommen sie zu dem heiligen Platz, um sich mit Krishna zu vermählen. So hoffen sie auf Trost an ihrem Lebensabend, und auf Erlösung von dem Unglück, das Witwen mit sich bringen sollen.

Siebenunddreißig Jahre hat Krishna Bhakti Das in diesem großen Krishna-Tempel gelebt. Mit sieben hatten seine Eltern ihn im 1.300 Kilometer entfernten Kalkutta in den Zug gesetzt, damit er hier die Tempelschule besuchen konnte. Kalkutta ist die Hauptstadt des Bundesstaates Westbengalen, aus dem die meisten der Witwen stammen, die nun in Vrindavan leben.

Der Tempel als Marktplatz

„Wenn du aufhören willst zu leiden“, sagt Krishna Bhakti Das herausfordernd, „wenn du es wirklich willst, dann denk’ an Krishna, er wird dich zurückbringen zu seinem Platz, dem spirituellen Planeten weit entfernt dort oben. Von dort wirst du niemals zurück müssen, um hier unten wieder zu leiden.“

Zumindest die Betreiber des großen Krishna-Tempels können dem weltlichen Leben augenscheinlich etwas abgewinnen. Aufregend schöne Frauen werben bei den hunderten Besuchern großzügige Spenden ein. Devotionalien und Bücher werden verkauft, ganze Eigentumswohnungen wechseln den Besitzer.

Krishna ist ein fordernder Gott, er verlangt von seinen Anhängern eine symbiotische Beziehung. Dafür verspricht er ihnen nicht weniger als Erlösung und einen Platz im Paradies.

Letzter Halt Vrindavan – diese pulsierende kleine, verschlafene Stadt, deren Name in Indien wirklich jeder kennt, ist eine Transit-Station für Witwen, die den Planeten Erde verlassen wollen, um für immer zum Planeten Goloka zu reisen. Jenem mythischen Ort im Weltall, an dem Krishna und seine Geliebte Radhe der Legende nach leben.

„Lächle, du bist im Hauptquartier von Sulabh International“, steht auf einer weißgetünchten Mauer in der indischen Hauptstadt New Delhi. Rasen und Blumen sind penibel geschnitten. Doktor Bindeshwar Pathak sitzt eingerahmt von hunderten von Büchern in seinem Büro. Ein hochoffener Ventilator auf dem großen Schreibtisch droht seine Gedanken zu verwehen, die er auf dutzenden Zetteln festgehalten hat. Der 73-Jährige ist Gründer von Sulabh International, und eine der einflussreichsten Stimmen der indischen Zivilgesellschaft.

Männerdominierte Gesellschaft

Kulturell? Sozial? Oder doch eher religiös? Wie läßt sich die Ächtung von Witwen in Indien erklären? „Letztlich ist es eine Kombination“, sagt Bindeshwar Pathak. „Psychologisch gesehen, ist das Problem unsere männerdominierte Gesellschaft. Sie will nicht, dass die Witwen nach dem Tod ihrer Ehemänner wieder heiraten, dass sie wieder Sex haben. Sie will, dass die Witwen ihre Reinheit wahren.“

An den Wänden hängen Auszeichnungen aus aller Welt, auf einem Foto schüttelt der Hindu Pathak die Hand des Katholiken Johannes Paul II. Warum eigentlich müssen sich in Indien Frauen nach dem Tod ihres Ehemannes den Kopf rasieren?, fragt der Angehörige der höchsten Brahmanen-Kaste, um sich dann selbst zu antworten. „Einzig deshalb, damit sich kein Mann von ihnen angezogen fühlt. Warum müssen sie weiße Kleidung tragen, dürfen nicht singen, nicht tanzen? Weil von ihnen erwartet wird, dass sie mit ihrem Verhalten nicht einen Mann anziehen.“

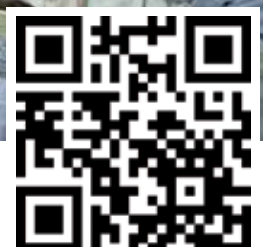
Soziale Revolution

Im traditionellen Indien bemisst sich der Wert einer Frau an ihrem Ehemann. Stirbt dieser, erlischt ihr Wert. Was nicht erlischt, ist die Forderung an die Witwe, keine neue Verbindung einzugehen: Die Loyalität zu ihrem verstorbenen Ehemann also über den Tod hinaus zu garantieren. Bindeshwar Pathak kritisiert, dass die Witwen aus der Gesellschaft verbannt und unsichtbar gemacht werden. Seine Hoffnung legt er in eine „soziale Revolution“. Er will das Verhalten der Inder gegenüber den Witwen ändern, ihre Gedanken und ihre Einstellungen. „Es wird die Zeit kommen“, sagt Bindeshwar Pathak, „dass wir die Ehre und das Prestige der Witwen in diesem Land wiederherstellen. Das wünsche ich mir sehr.“ ●



Singen und Tanzen ist den Witwen in der Öffentlichkeit untersagt.

Ein Audiofeature von Øle Schmidt finden Sie unter: www.kck42.de/kw





AKTUELLES

Was Wann Wo

Glaubensinformation

Regelmäßig bietet die Katholische Citykirche Wuppertal Glaubensinformationen für alle am katholischen Glauben Interessierte zu verschiedenen Themen an. Die nächsten Termine sind:

25. April - *Symbole, Zeichen, Riten –*

Wer von Gott reden will, muss eine besondere Sprache sprechen

09. Mai - *Lebendigmacher und Anstifter – Gott, der Heilige Geist, und die Kirche*

23. Mai - *Die Jesusbande – Wer waren die Apostel?*

06. Juni - *Sakramente im Leben der Kirche III – Ehe und Weihe*

20. Juni - *„Denn der Herr ist ein Gott, der den Kriegen ein Ende setzt“ – Judit als Vorbild tatkräftigen Glaubens*

04. Juli - *Zwischen Galiläa und Jerusalem – ein besonderer Blick auf die neutestamentliche Jesusüberlieferung*

Die Veranstaltungen finden jeweils von 19.00 - 20.30 Uhr im Katholischen Stadthaus (Laurentiusstr. 7), 1. Etage, statt.

Motorradsegnung

Die Motorradsegnung „Blessing of Bikes and Bikers“ auf dem Laurentiusplatz findet in diesem Jahr am **27. April** um 17.00 Uhr statt.

Platzreden

Immer am letzten Mittwoch eines Monats (von März bis Oktober) hält Pastoralreferent Dr. Werner Kleine auf dem Berliner Platz in Oberbarmen eine Platzrede zu aktuellen Themen der Stadt, des Landes und der Welt. Er beginnt an folgenden Terminen immer um 12.00 Uhr: **25. April, 30. Mai und 27. Juni.**

Dei Verbum

Seit März 2015 unterhält die Katholische Citykirche Wuppertal den Weblog „Dei Verbum“ www.dei-verbum.de. Das lateinische „Dei Verbum“ heißt übersetzt „Gottes Wort“. In dem Weblog veröffentlichten der in Jerusalem lebende Alttestamentler Dr. Till Magnus Steiner und der Neutestamentler Dr. Werner Kleine aus Wuppertal wöchentlich Beiträge, die aktuelle gesellschaftliche und kirchliche Themen aus der Sicht der Bibel betrachten und reflektieren.

Jeden **Dienstag** finden Sie einen neuen Beitrag. Mehr unter www.dei-verbum.de

Darüber hinaus finden Veranstaltungen vor Ort statt – Dei Verbum direkt. Die nächsten Termine sind

24. April – *Braucht es ein leeres Grab? Die Entwicklung des Glaubens an die Auferstehung im Alten und im Neuen Testament und*
19. Juni – *Das Opium der Zweifler – Wunder im Alten und Neuen Testament.*

Die Veranstaltungen beginnen jeweils um 19.00 Uhr im Berliner Plätzchen (Berliner Straße 173, 42277 Wuppertal).

KGI-Fides-Stelle

Die KGI-Fides-Stelle Wuppertal bietet Menschen, die auf dem Weg (zurück) in die katholische Kirche beziehungsweise am katholischen Glauben interessiert sind, verschiedene Möglichkeiten zu Konversion, Wiedereintritt, Taufe, Firmung, sowie eine Vielzahl an Beratungsangeboten. Nähere Informationen unter: www.kgi-wuppertal.de

ansprechBAR

Neue Wege der Kirche zu den Menschen zu suchen, gehört zu den zentralen Aufgaben der Katholischen Citykirche Wuppertal. Deshalb geht sie dorthin, wo die Menschen sind - auch und gerade in Cafés.

Jeweils am ersten Mittwoch im Monat wird eine Mitarbeiterin bzw. ein Mitarbeiter der Katholischen Citykirche Wuppertal in der Zeit von 13.00 - 14.00 Uhr im Café Engel, Friedrich-Ebert-Str. 13, Wuppertal-Elberfeld, zu einem Gespräch über Gott und die Welt bereit sein. Das Erkennungszeichen ist eine auf dem Tisch stehende „ansprechBAR“-Karte.

Die nächsten Termine sind der **02. Mai, 06. Juni und 04. Juli.**

Info: Katholische Citykirche Wuppertal
Tel.: 02 02/42 96 96 74

Dialog für Kirchenkritiker und Zweifler

Die Katholische Citykirche Wuppertal und die KGI Fides-Stelle Wuppertal bieten Kirchenkritikern und Zweiflern die Möglichkeit eines Dialogs an. Sprechstunden sind immer am letzten Donnerstag im Monat oder nach Vereinbarung.

Termine: **26. April, 31. Mai und 28. Juni** jeweils von 12.30 - 13.30 Uhr

Ort: Katholisches Stadthaus, Laurentiusstr. 7, 42103 Wuppertal, 1. Etage
Info: Katholische Citykirche Wuppertal,
Tel.: 02 02/42 96 96 74

Mystagogische Kirchenführung

Im Unterschied zu herkömmlichen Kirchenführungen, die eher kunst- oder architekturgeschichtlich orientiert sind, möchte die mystagogische Kirchenführung den Kirchenraum als Kultraum erschließen. Info: www.mystagogische-kirchenfuehrung.de
Termine:

24. Mai und 28. Juni um 19.00 Uhr in der Basilika St. Laurentius, Wuppertal-Elberfeld
24. April und 18. Juli um 18.00 Uhr in St. Antonius, Wuppertal-Barmen

Leben aus dem Tod - Mystagogische Friedhofsführung

Diese Friedhofsführung der besonderen Art findet am **08. Mai** auf dem Katholischen Friedhof Hochstraße in Wuppertal-Elberfeld statt. Treffpunkt ist um 16.00 Uhr am Eingang des Friedhofs bei der Friedhofskapelle.

Stadtvesper und Abendlob

In St. Antonius in Wuppertal-Barmen findet **dienstags** um 17.00 Uhr in der Turmkapelle die Stadtvesper statt, ebenso **donnerstags** um 18.30 Uhr ein Abendlob (Vesper) in St. Laurentius in Wuppertal-Elberfeld.

Sprechstunde für wiederverheiratet Geschiedene

Die KGI Fides-Stelle Wuppertal (Katholische Wiedereintrittsstelle) lädt zu einer Sprechstunde für wiederverheiratet Geschiedene ein. Während der Sprechstunde steht Pastoralreferent Dr. Werner Kleine (Referent in der KGI Fides-Stelle Wuppertal) als Gesprächspartner zur Verfügung. In dieser Zeit ist er auch telefonisch unter 02 02/42 96 96 75 zu erreichen.

Die Sprechstunde findet in der Regel am **ersten Donnerstag** im Monat (außerhalb der Schulferien) um 14.30 Uhr statt. Die Klärung von Ehefragen, die das katholische Kirchenrecht betreffen, ist häufig ein wichtiger Bestandteil bei der Aufnahme Erwachsener durch Taufe, Übertritt oder Wiedereintritt in die katholische Kirche.

Die nächsten Termine sind: **01. Juni und 06. Juli.**

Weitere Informationen sind im Internet unter www.kgi-wuppertal.de abrufbar.

Wallfahrt zum Patron für Hoffnungslose - Judas Thaddäus

Die Katholische Citykirche Wuppertal lädt immer am **28. des Monats**, alle, die ohne Hoffnung sind, zum gemeinsamen Essen, Gespräch und Gebet zu Ehren des Hl. Judas Thaddäus ein. Treffpunkt ist das Pfarrzentrum von St. Marien, Hardtstraße 18, 42107 Wuppertal, jeweils von 12.00 - 14.00 Uhr.

Anzeige

»EINE WÜRDEVOLLE BESTATTUNG IST KEINE FRAGE DES GELDES«

Bernhard Iding Andreas Pfadenhauer

ERD-, FEUER- UND SEE-BESTATTUNGEN

Mitfühlende Betreuung

Die Bestattungskultur „Memoria“ ist seit 2008 Ihr kompetenter Partner, wenn es um Hilfe bei einem Trauereignis geht. Geschäftsinhaber Bernhard Iding und Andreas Pfadenhauer (Bestattungsfachkraft) unterstützen Sie bei der Organisation im Sterbefall, von der persönlichen Beerdigung bis zum würdevollen Abschied am Grab.

Wir bieten mit verschiedenen Arrangements die Möglichkeit, Ihre individuellen Wünsche einer pietätvollen Bestattung umzusetzen. Und das zum fairen Preis. Im Trauerfall oder für Ihre persönliche Vorsorge beraten wir Sie gerne unverbindlich im gemeinsamen Gespräch (bei Ihnen zuhause oder in unseren Räumlichkeiten).

Bestattungskultur Memoria, Bernhard Iding
Weststr. 41 • 42119 Wuppertal • ☎ 0202/4490726
info@bestattungskultur-memoria.de
Rufbereitschaft Tag und Nacht